

Die neue Welt

Nr. 42

Illustrierte Unterhaltungsbeilage.

1901

Dämmerung.

Von Ernst Preczang.

Wir will die Dämm'ung nicht behagen,
Die sich um Thurm und Giebel spinnt
Und wie ein lautlos irres Klagen
Grau in die Abendlüfte rinnt;
Die schleichend wie auf leisen Sohlen
Scheu niederklettert von dem Dach
Und wie ein Diebsgesicht verstohlen
Grinst nebelathmend in's Gemach.

Im Zwiellicht schimmern Bild und Wände,
Verwischt ist Linie und Figur;
Grossmutter faltet still die Hände
Und blinzelt mit den Augen nur.
Die Uhr tickt wie ein Wurm am Schreine
Und der Kanarienvogel zirpt —
Es ist, als ob im fahlen Scheine
Die Hoffnung und das Leben stirbt.

Der rothe Tag ist wie versunken,
Von tück'scher Hand dabingequält;
Im Ofen nur ein matter Funken,
Der um verkohlte Scheite schwelt;
Er lässt die Schatten wie Gespenster
Auf Spiegel tanzen, Thür und Wand —
Grossvater sitzt und nickt am Fenster,
Die neue Zeitung in der Hand.

Er hatte sich hindurchgelesen,
Als sei zum Zensor er bestellt,
Dann murrte er ob dieser bösen,
Verderbten Zeit: „O schlimme Welt!“
„O schlimme Welt, o schlimme Leute!“
Er seufzte tief ob solcher Pein:
„Die Welt ist doch ein Räthsel heute.“
So schief er in dem Lehnstuhl ein . . .

Mir ist, als ob an allen Wänden
Ein mag'rer Knochenfinger hackt,
Als ob ein Feind mit dürrer Händen
Die liederfrohe Kehle packt.
Als sah' ein Netz ich niedersinken,
Das sich um Leib und Seele spinnt,
Als müsste ich im Dunst ertrinken,
Der trübe von den Dächern rinnt.

Nein! Nur die Dämm'ung nicht, die fable,
Die lähmend feige Nebelmacht —
Tag sei es, Tag! Die Sonne strahle!
Und Sterne zünde uns die Nacht!
Grossmutter mag die Hände falten,
Grossvater träume sanft und leicht —
Wir aber woll'n die Fackel halten,
Wenn um das Haus die Dämm'ung schleicht! —

• • Hans und Peter. • •

Roman von Guy de Maupassant. Frei übertragen von Georg Freiherr von Ompteda.

(Schluß.)

Frau Roland flüsterte: „Ich möchte so gern Dein Zimmerchen sehen.“
„Das lohnt sich nicht. Es ist sehr häßlich und sehr klein.“

Er ging vorüber, ließ sie vernichtet stehen, und mit abschafalem Gesicht lehnte sie sich an die Wand.

Roland aber, der die „Lothringen“ an dem Tage besichtigt hatte, sprach während des Essens nur von dem wundervollen Schiff und war sehr erstaunt, daß seine Frau es sich nicht einmal ansehen wollte, da doch ihr Sohn sich darauf einschiffte.

Peter lebte während der folgenden Tage kaum mehr in seiner Familie. Er war nervös, aufgeregter, kurz und hart, und seine groben Worte schienen Alle zu ohrfeigen. Aber am Abend vor der Abfahrt war er plötzlich ganz verändert, ganz weich. Und er fragte im Augenblick, als er seine Eltern umarmte, um an Bord zu gehen und dort die erste Nacht zu schlafen: „Kommt Ihr morgen, um mir Abien zu sagen?“

Roland rief: „Natürlich, natürlich! Donnerwetter! Nicht wahr, Louise?“

„Aber gewiß,“ antwortete sie leise.

Peter gab zurück: „Wir fahren Punkt elf Uhr ab. Ihr müßt spätestens halb zehn da sein.“

„Ein Gedanke!“ rief sein Vater. „Wenn wir Dich verlassen haben, laufen wir schnell nach der ‚Perle‘, fahren hinaus, und können Dich noch draußen vor dem Hafendamm einmal sehen. Nicht wahr, Louise?“

„Ja, gewiß.“

Roland fuhr fort: „So verschwinden wir wenigstens nicht in der Menge, die am Quai steht, wenn der Dampfer abgeht. In dem Haufen kann man die Seinen nie erkennen. Ist Dir das recht?“

„Aber gewiß ist mir's recht. Abgemacht.“

Seine Schritte führten ihn zu dem kleinen Schiffsbett, das so schmal und so kurz war, wie ein Sarg. Lange blieb er mit offenen Augen liegen und dachte an Alles, was seit zwei Monaten in seinem Leben und besonders in seiner Seele vor sich gegangen. Zudem er litt und die Anderen leiden machte, hatte sich sein Nüchterngefühl allmählig beruhigt.

Er hatte kaum mehr den Muth, Jemandem böse zu sein über irgend etwas. Er fühlte sich so kraftlos, müde, zu lassen, Jemandem zu verletzen, müde durch Alles, daß er nicht mehr konnte, und versuchte sein Herz ganz in Vergessenheit zu lassen, wie in den Schlaf. Um sich hörte er die ungewohnten Geräusche der Schiffe, leise Töne, in der stillen Nacht kaum zu unterscheiden. Und seine Wunde, die bis dahin so gebrannt, jähnte er nur noch leicht, als ob sie sich schloße und vernarbte.

Er hatte jetzt geschlafen, als er durch Lärm, das die Matrosen machten, geweckt wurde. Es war Tag. Der Tag, der zur Fluchtzeit die Reisenden brachte, kam an.

Man irrte er mitten unter den beschäftigten Leuten auf dem Schiff naher, die umhüllte ihre Kabinen suchten, sich riefen, fragten, barocklos antworteten, in der ganzen Umrahde des Schiffes. Nachdem er den Kapitän begrüßt und seinem Kollegen, dem Zehnwächter, die Hand gedrückt, ging er in den Salon, in dem schon in den Gängen ein paar Engländer schliefen. Der große Raum mit weißen Marmorbänken, von Goldrahmen umgeben, setzte sich durch die Perspektive der Spiegel in die Unendlichkeit fort. Man sah die langen Tische, von zwei unendlichen Reihen von Drehsesseln in geometrischem Saumet umgeben. Das war das Bild des großen, schimmernden, internationalen Speisesaales, wo die reichen Leute aller Kontinente aßen. Sein Blick war der der großen Halle, der Theater, der öffentlichen Orte, jeder konnte, eindrucklose Lüge, der dem Auge der Millionäre erschließt. Der Dampfer ging hinüber in den Theil des Schiffes, der den Passagieren zweiter Klasse gehörte. Und da erinnerte er sich, daß am Abend vorher eine große Freie Ansam-

derer eingeschiff worden. Er stieg in's Zwischendeck hinab, dabei schlug ihm zum Uebelwerden der Armeleutegeruch entgegen. Da bemerkte Peter in einer Art dunklen niedrigen Souterrain, ähnlich den Grubengängen, etwas von Menschen, Frauen und Kindern, die auf übereinander befestigten Brettern lagen, oder haufenweise auf dem Boden herumwimmelten. Er konnte keine Gesichter unterscheiden, aber er sah unbestimmt die ganze in Lumpen gehüllte Menschenmenge. Jene Menge der durch das Leben besiegten Glenden, die erschöpft, erdrückt sind und mit einer abgemagerten Frau und abgekehrten Kindern hinaus fahren in ein unbekanntes Land, wo sie hoffen, wenigstens nicht vor Hunger zu sterben.

Und wie er an die verfloßene Arbeit dachte, an all' die verlorene Arbeit, an die unfruchtbaren Mühen, den Verzweiflungskampf, der jeden Tag vergeblich gekämpft worden, an Alles, was diese armen Lumpen hier versucht und geschuftet, die drüben noch einmal beginnen wollten, ohne zu wissen wo, an diese traurige Existenz des Glends, wandelte den Doktor die Lust an, ihnen zuzurufen: „Stillt Euch doch lieber in's Wasser mit Euren Weibern und Kindern.“ Und sein Herz schnürte sich zusammen vor Mitleid, so daß er fortging, denn er konnte ihren Anblick nicht ertragen.

Sein Vater, seine Mutter, sein Bruder und Frau Rosémilly erwarteten ihn schon in seiner Kabine.

„So früh?“ fragte er.

„Ja,“ antwortete Frau Roland mit zitternder Stimme, „wir wollten Zeit haben, Dich noch ein bisschen zu sehen.“

Er blickte sie an. Sie war in Schwarz, als ob sie Trauer trüge. Und er bemerkte plötzlich, daß ihr Haar, das einen Monat vorher doch erst grau gewesen, jetzt ganz weiß wurde.

Die Schritte führten ihn zu dem kleinen Schiffsbett, das so schmal und so kurz war, wie ein Sarg. Lange blieb er mit offenen Augen liegen und dachte an Alles, was seit zwei Monaten in seinem Leben und besonders in seiner Seele vor sich gegangen. Zudem er litt und die Anderen leiden machte, hatte sich sein Nüchterngefühl allmählig beruhigt.

Auf den Gängen lief man auf und ab, in den Salons, überall, und bis in die Kabine hinein steckten sie ihre Köpfe, während sie draußen murmeln: „Das ist die Doktorwohnung.“

Da schloß Peter die Thür. Aber sobald er sich mit den Seinen eingeschlossen fühlte, kam ihm wieder die Lust, zu öffnen, denn das Leben auf dem Schiff täuschte sie über die Verlegenheit und das Schwereigen hinweg.

Endlich wollte Frau Rosémilly sprechen. Und sie sagte: „Durch die kleinen Fenster kommt recht wenig Luft herein.“

„Es ist ein Deckfenster,“ meinte Peter.

Er zeigte die Dide, wodurch das Glas im Stande war, den stärksten Druck auszuhalten. Dann erklärte er genau den Beschluß.

Und man fragte Roland: „Hast Du Deine Apotheke hier?“

Der Doktor öffnete einen Schrank und zeigte eine große Zahl Flaschen, mit lateinischen Namen auf viereckigem Papier. Er nahm eine, um die Wirkungen der Flüssigkeit, die sie enthielt, aneinander zu setzen; dann eine zweite und dritte, und hielt eine wahre therapeutische Vorlesung, der man mit Aufmerksamkeit zu folgen schien.

Roland schüttelte den Kopf und brummte: „Das ist jaht... jaht interessant.“

Man klopfte leise an die Thür.

„Herein!“

Kapitän Beaufire erschien. Er sagte, indem er ihm die Hand entgegen streckte: „Ich komme spät, weil ich nicht beim Abschied stören wollte.“

Auch er wachte sich auf's Bett setzen. Und nun schwingen sie wieder. Aber plötzlich lautete der Kapitän. Er hörte durch die Thür Befehle und

sagte: „Wenn wir uns auf der ‚Perle‘ einschiffen wollen, um Euch noch beim Auslaufen zu sehen und Euch in offener See Abien zu sagen, ist's Zeit jetzt.“

Dem alten Roland lag daran sehr viel. Er wollte wahrscheinlich Eindruck machen auf die Reisenden der „Lothringen“. Und er stand eilig auf.

„Also Abien, mein Junge.“

Er küßte Peter auf beide Wangen, dann öffnete er die Thür.

Frau Roland bewegte sich nicht, blieb bleich, mit gesenkten Augen sitzen.

Ihr Mann legte ihr die Hand auf den Arm: „Schnell, schnell, wir haben keine Minute zu verlieren.“

Sie erhob sich, machte einen Schritt ihrem Sohn entgegen und hielt ihm, eine nach der anderen, ihre beiden wachsblichen Wangen hin, die er küßte, ohne ein Wort zu sagen. Dann drückte er Frau Rosémilly und seinem Bruder die Hand und fragte: „Wann heirathest Du?“

„Ich weiß noch nicht sicher. Wir werden es mit einer Deiner Reisen einrichten.“

Endlich gingen Alle hinaus an Deck, das voll Reisender, Seelente und Gepäckträger stand.

Im gewaltigen Leib des Schiffes stöhnte der Dampf, als zitterte es vor Ungebild.

„Abien!“ sagte Roland eilig.

„Abien,“ antwortete Peter, der an einem der kleinen Landungsstege stand, die von der „Lothringen“ auf den Quai hinüber geschoben waren.

Er drückte wieder Allen die Hand, und die Familie ging.

„Schnell, schnell, einsteigen!“ rief der Vater.

Ein Wagen erwartete sie, der sie in den Vorhafen brachte, wo Papagris die „Perle“ segelfertig hielt.

Kein Windhauch regte sich. Es war einer jener trockenen, ruhigen Herbsttage, wo das ebene Meer kalt und hart da liegt wie Stahl.

Hans ergriff einen Riemen, der Matrose den anderen, und sie begannen zu rudern. Am Wellenbrecher stand bis an die Granitbrüstung eine unzählige Menge, lärmend, hin und her gehend, und wartete auf die „Lothringen“.

Zwischen den beiden Menschenfluthen schoß die „Perle“ durch und war bald außerhalb des Hafendammes.

Der Kapitän Beaufire, der zwischen den beiden Damen saß und das Steuer lenkte, sagte: „Sie werden sehen, wir sind gerade auf dem Kurs, aber mitten drauf.“

Und die beiden Ruderer legten sich in die Riemen, um so weit hinaus zu kommen als möglich.

Plötzlich rief Roland: „Da! Ich sehe die Takelage und die beiden Schornsteine. Sie kommt aus dem Hafen.“

„Vorwärts, Kinder!“ rief Beaufire.

Frau Roland zog ihr Taschentuch und preßte es an die Augen.

Roland stand, sich am Mast haltend, und verkündigte: „Jetzt fährt sie eben in den Vorhafen. — Sie rührt sich nicht mehr. — Sie geht wieder los. — Ah, sie hat ihren Schlepper vorgespannt. — Bravo! Sie kommt an den Eingang. — Hört Ihr die Leute rufen? Bravo! — Der Neptun schleppt sie. Da ist sie, da ist sie! Donnerwetter, so ein Schiff! Seht nur 'mal!“

Frau Rosémilly und Beaufire drehten sich um, die beiden Männer hörten auf zu rudern, nur Frau Roland rührte sich nicht.

Der gewaltige Dampfer kam, von einem starken Schlepper gezogen, der vor ihm ansah wie eine Schnecke, langsam, königlich aus dem Hafen. Und die Bevölkerung von Havre, die auf den Hafendämmen, am Strande, an den Fenstern erschienen war, begann plötzlich im patriotischen Stolz zu rufen: „Hip hip hurrah! Lothringen!“

Aber sobald sie die enge Durchfahrt zwischen

den beiden granitnen Mauern hinter sich hatte und sich endlich frei fühlte, ließ sie den Schlepper los und glitt allein wie ein Niesenungehüm auf dem Wasser hin.

„Da ist sie! Da ist sie!“ rief Roland immer wieder. „Sie kommt gerade auf uns zu.“

Und Beaufrère wiederholte strahlend: „Was habe ich Euch gesagt. Na also, kenne ich nicht den Kurs?“

Hans sagte leise zu seiner Mutter: „Sieh' nur, Mama, jetzt kommt sie.“

Und Frau Roland nahm das Taschentuch von den tränenblinden Augen.

Die „Bohringen“ fuhr bei dieser ruhigen See mit Vollampf, sobald sie den Hafen verlassen. Beaufrère, der durch das Marineglas sah, rief: „Achtung! Herr Peter steht hinten ganz allein. Man kann ihn genau sehen. Achtung!“

Jetzt kam, hoch wie ein Berg und schnell wie ein Eisenbahzug, das Schiff so nahe an der „Perle“ vorbei, daß es sie fast berührte.

Und Frau Roland streckte, ganz bestimmt und verzweifelt, die Arme nach ihm aus. Sie sah ihren Sohn Peter mit seiner goldgestreiften Mütze stehen, wie er ihr mit beiden Händen Abschiedsküsse zuwarf.

Aber er entfloß, verschwand, wurde schon ganz klein, wie ein winziger Fleck auf dem riesigen Schiff. Sie bemühte sich, so viel sie konnte, ihn noch zu erkennen.

Doch man unterschied ihn nicht mehr.

Hans hatte ihre Hand genommen: „Hast Du ihn gesehen?“ fragte er.

„Ja. Ich habe ihn gesehen. Er ist so gut.“ Und sie kehrten zur Stadt zurück.

„Jesus noch 'mal! Das geht aber schnell!“ erklärte Roland mit enthusiastischer Ueberzeugung.

In der That ward der Dampfer von Sekunde zu Sekunde kleiner, als ob der Ozean ihn aufsaugt hätte. Frau Roland hatte sich umgewendet und blickte ihm nach, wie er in den Horizont tauchte, einem unbekanntem Welttheil, am anderen Ende der Erde zuweilend. Auf diesem Schiff, das sie bald nicht mehr sehen würde, war ihr Sohn. Und es war ihr, als ob die Hälfte ihres Herzens mit ihm davon ginge, es war ihr, als ob ihr Leben beendet sei und als würde sie ihr Kind niemals wiedersehen.

„Weshalb weinst Du denn?“ fragte ihr Mann.

„Er ist ja, ehe vier Wochen um sind, wieder hier.“

Sie stammelte: „Ich weiß nicht. Ich weine, weil ich traurig bin.“

Als sie wieder an Land waren, verließ sie Beaufrère sofort, weil er bei einem Freunde frühstücken wollte.

Als nun Hans mit Frau Rosémilly voraus ging, sagte Roland zu seiner Frau: „Unser Hans ist doch famos geworden.“

„Ja,“ antwortete die Mutter.

Und da sie viel zu bestimmt war, um genau zu wissen, was sie sagte, fügte sie hinzu: „Ich bin sehr glücklich, daß er Frau Rosémilly heirathet.“

Der gute Mann war baff. „Nanu! Wieso? Er wird Frau Rosémilly heirathen?“

„Nun ja. Wir wollten ja heute fragen, was Du dazu meinst.“

„Schau, schau! Ist denn schon lange davon die Rede?“

„Ach nein, erst seit ein paar Tagen. Hans wollte erst sicher sein, daß sie ihn nähme, ehe er Dich fragte.“

Roland rieb sich die Hände. „Das ist famos! Famos! Ausgezeichnet! Ich bin ganz einverstanden.“

Als sie den Quai verließen und eben auf den Boulevard Franz I. einbiegen wollten, drehte sich seine Frau noch einmal um, um einen letzten Blick nach der hohen See hinaus zu werfen. Aber da war nichts, als eine kleine graue Rauchwolke, so fern, so leicht, daß sie ausah wie ein bishen Nebel. —

E n d e .

Die russische Naphta-Industrie.

Von P. M. Grempe.

Wemgleich Petroleum in vielen Gegenden aller fünf Kontinente des Erdballes angetroffen wird, so hat doch bisher nicht der amerikanischen Petroleum-Produktion nur die russische Naphta-Industrie größere Bedeutung erlangt. Auch in Deutschland giebt es einige Bezirke mit Erdöl-Vorkommen, doch ist dieses Vorkommen meist so gering, daß sich die Ausbeute überhaupt nicht lohnt, oder die Produktion ist so unbedeutend, daß sie für den großen Konsum fast gar nicht in Betracht kommt.

Die amerikanische Petroleum-Industrie kann heutzutage wohl den unbestrittenen Ruhm, die größte der Erde zu sein, für sich in Anspruch nehmen, sie muß aber der zweitgrößten Produktion, nämlich der russischen, das Recht einräumen, als die älteste zu gelten.

Das Studium der Geschichte der Petroleumgewinnung giebt uns zunächst die Möglichkeit, die in der Bibel erzählte Geschichte vom Untergange von Sodom und Gomorrha in einer durchaus natürlichen Weise zu erklären, so daß wir auch in Bezug auf dieses Wunder den Glauben an das Eingreifen von übernatürlichen Kräften frommen Seelen überlassen können. Wenn man nämlich annimmt, daß die Erzählung vom Untergange der beiden Orte durch Feuerregen, Pech und Schwefel nichts weiter ist, als die übertriebene Mittheilung von dem Schrecken des unvermutheten Ausbruches einer Naphtaquelle, so fällt jeder Anlaß fort, in dieser Erscheinung ein übernatürliches Wunder zu sehen. Von einem ähnlichen Schicksal wie Sodom und Gomorrha ist z. B. im Jahre 1882 das Hochland von Kara-Daila bei Tarsus betroffen worden, indem hier ein plötzlicher Ausbruch von mit Petroleum vermengten Gewässern beobachtet wurde; die Heftigkeit dieses Ausbruches entsprach etwa dem der Geiser auf Island.

Der Konzentrationspunkt der russischen Erdöl-Industrie ist seit jeher die Stadt Baku, die auch vielfach „die schwarze Stadt“ genannt wird, gewesen. Da nun in den Gegenden der Naphta-gewinnung auch aus dem Boden brennbare Gase entströmen, so hat sich in der Gegend der russischen Petroleumquellen die Religion der Feueranbeter entwickelt und bis in die letzte Zeit hinein auch erhalten. Zoroaster, der Begründer des Kultes der Feuerverehrung, dürfte sicherlich durch die brennenden Gasquellen der seiner Heimath so nahe gelegenen Gebiete zu seiner Lehre gekommen sein. Tausende von Pilgern sind im Alterthum zu den heiligen Feuern auf der Halbinsel Apsheron gezogen, um hier in den Tempeln die heilige Feuer, die theils Gas-, theils Erdölquellen gewesen sein dürften, anzubeten. Obwohl im siebenten Jahrhundert der byzantinische Kaiser Heraclius die Tempel der Feueranbeter zerstörte, so blühte dieser Kult doch später von Neuem wieder auf. Der russischen Regierung blieb es vorbehalten, im Jahre 1880 den Dienst der Feueranbetung im Tempel zu Surathani zu verbieten und damit die letzte Kultstätte dieser eigenhümlichen Religion zu beseitigen. Dieser Tempel bestand aus einem massiven, quadratischen Bau, der einen großen, gleichfalls quadratischen Hof umschloß. In diesem Hofe hatte der nach den vier Seiten offene Tempel seinen Platz gefunden. Die mit wenig leuchtender Flamme brennenden Gase wurden theils unmittelbar an den Austrittstellen am Erdboden verbrannt, theils wurden sie durch gemauerte Kanäle weitergeleitet, um aus kleinen Aufstößen von schornsteinartigem Aussehen während der Religionsübungen mit größerer Flammenwirkung zu verbrennen.

Daß die Kenntniß des Petroleum im Alterthum schon ziemlich verbreitet gewesen sein muß, geht daraus hervor, daß die Egyptianer es zum Einbalsamiren ihrer Verstorbenen benutzten und daß in Ninive und in Babylon im Banwesen ein Asphaltmörtel benutzt wurde, der aus dem Erdöl durch Verdunstung der flüchtigen Bestandtheile gewonnen

wurde. Auch die Geschichtschreiber Herodot, Cajsus Plinius Secundus und Plutarch erwähnen in ihren Werken das Petroleum.

Von besonderem Interesse in Bezug auf die Gewinnung und Verwerthung des russischen Petroleum ist ein Bericht des venetianischen Kaufmannes Marco Polo, der in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts bei einer Reise nach Innerasien das Petroleumgebiet von Baku besuchte. Damals wurde schon das gewonnene Erdöl weit verfrachtet, und man brachte es auch mittelst Kameeltransportes bis nach Bagdad, da es als Brennmaterial einen guten Ruf hatte. Aus diesem Reisebericht geht auch hervor, daß eine Springquelle damals ausgenutzt wurde, die so groß war, daß man mit den in einer Stunde erhaltenen Petroleummengen hundert Schiffe befrachten konnte.

Bis zum Jahre 1801 war die Entwicklung der Naphta-Industrie sehr durch den Besitzwechsel des Landes gestört, indem dieses abwechselnd zu Persien, Armenien und Rußland gehörte. Nachdem Rußland das Petroleumgebiet von Baku sein Eigenthum nannte, machte es allerdings zunächst den großen Fehler, daß es die gesammte Produktion an einen Unternehmer verpachtete. So kam es, daß die jährliche Produktion des russischen Naphta-gebietes bis zum Jahre 1860 nur durchschnittlich 3 500 000 Kilo betrug. Nachdem dann die russische Regierung das Monopol eingeführt hatte, begannen die Versuche zur Darstellung raffinirter Brennölle.

Im Jahre 1872 entschloß sich die russische Regierung zur Aufhebung des Monopols, was eine bedeutende Entwicklung der Naphta-Industrie zur Folge hatte. Als dann im Jahre 1877 auch noch die Abgabe beseitigt wurde, welche die Unternehmer zu zahlen hatten, stieg die Produktion von Naphta in schneller Folge. Diese Produktionsvermehrung hatte auch eine bedeutende Herabsetzung des Preises zur Folge; während man im Jahre 1872 bei einer Gesamtgewinnung von 250 Millionen Kilo Naphta für je 100 Kilo 7 Mark zahlte, betrug der Preis für die gleiche Menge im Jahre 1877, in dem über 24 Millionen Kilo Naphta produziert wurden, nur noch 1,20 Mark, um im Jahre 1885 bei einer Gewinnung von 1636 Millionen Kilo Erdöl auf 60 bis 40 Pfennig hinab zu gehen. Nach den letzten Angaben beträgt die jährliche Produktion der russischen Petroleumfelder etwa 7100 Millionen Kilo. Die Ergiebigkeit der natürlichen Petroleumquellen hat im Allgemeinen in der letzten Zeit abgenommen, während man aus den Tiefbohrungen mit guten technischen Hilfsmitteln die Produktion wesentlich gesteigert hat. Die Zahl der Bohrlöcher hat natürlich entsprechend der Steigerung der Produktion auch eine Vermehrung erfahren; während man z. B. im Jahre 1889 nur 278 Bohrlöcher in Betrieb hatte, arbeitete man schon fünf Jahre später mit 532 Bohrlöchern.

Das Hauptgebiet der russischen Naphta-Erzeugung liegt etwa 11 Kilometer nördlich von Baku und umfaßt ein Gebiet von ungefähr 12 Quadratkilometern. Es kommen noch nördlich und südlich des Kaukasus an zahlreichen Orten Naphtaerzände vor, und man trifft das Erdöl sogar bis zu einer Höhe von über 2700 Metern im Gebirge an.

Im russischen Petroleumgebiet werden nun Gas- und Petroleumquellen unterschieden; erstere können als Spalten oder Löcher im Erdboden auftreten, und es kommt auch nicht selten vor, daß solche Gasquellen beim Bohren von Petroleumbrunnen erschlossen werden.

Zu der Methode, die Naphtaschätze durch das amerikanische System der Bohrungen im größeren Maßstabe zu erschließen, ging man in Rußland im Jahre 1872 über. Zu diesem Zweck erbaut man an der Stelle, wo man eine Petroleumquelle zu erschließen hofft, einen sogenannten Bohrturm. Diese hölzernen Thürme werden etwa 20 Meter hoch ausgeführt.

Ueber die Art und Weise, wie nun die Bohrungen selbst vorgenommen werden, giebt Professor Engler auf Grund seiner Studien an Ort und Stelle folgenden Bericht: Die Bohrungen bieten bei dem weichen Erdreich der russischen Naphtazone, welches

hauptsächlich aus abwechselnden Schichten von Sand mit Sandstein, Lehm und Thonschiefer besteht, keinerlei besondere Schwierigkeiten und erfolgen nach ähnlichen Methoden, wie in Amerika. Der die Gestalt eines flachen oder hohlen Meißels besitzende Steinbohrer ist entweder an einem starken Hanfseil (Seilbohrer) oder an miteinander verschraubten, etwa 10 Meter langen eisernen Stangen oder Schäften befestigt und wird durch Dampfkraft wiederholt gehoben, dann gedreht und wieder gesenkt, bis eine bestimmte Vertiefung des Bohrloches erreicht ist. Der über der Sohle des Bohrloches sich ansammelnde Bohrschlamm und Sand wird von Zeit zu Zeit mittelst eines Löffels herausgehoben; letzterer besteht aus einem langen Blechzylinder von etwa 200 Liter Fassungsvermögen; an dem Boden dieses Zylinders befindet sich ein beim Aufschlagen sich öffnendes Ventil, so daß die Massen von unten eindringen können, während sie beim Heben des gefüllten Zylinders durch das dann zurückfallende Ventil am Wiederaustritt gehindert werden. Obgleich diese Art des Schöpfens dadurch sehr unpraktisch ist, daß bei tiefen Bohrlochern, sofern nicht Seilbohrung angewendet wird, immer eine große Zahl eiserner Schäfte an- und abgeschraubt werden muß, geht das Heruntersenken und Wiederaufheben des Löffels bei einem über 100 Meter tiefen Bohrloche doch so rasch von Statten, daß bei Anwendung dieser Hebmethode auch bei der Gewinnung von Naphta, was gewöhnlich zu geschehen pflegt, täglich 50 000 bis 80 000 Kilo davon gehoben werden können. Bei dem meist sehr weichen, in sich zusammenstinkenden Erdreich müssen die Bohrbohrer durch Rohre eingefast werden. Diese Arbeit wird in der Weise besorgt, daß die einzelnen Eisenblechrohre von oben in dem Maße nachgehoben werden, als unten durch den Bohrer vorgebohrt wird. Die einzelnen durch Nieten hergestellten Rohrstücke sind etwa zwei Meter lang und verlaufen schwach kegelförmig, so daß die oben nachgehobene Rohre jeweils mit ihrem nach unten gerichteten Ende in das oben noch herausstehende weitere Ende der schon im Bohrloche befindlichen Rohre eingeschoben und damit verriegelt werden kann. Häufig sinkt der oben festgeklemmte und so gehaltene Rohrstang von selbst nach, wenn nach dem Ansetzen eines neuen Rohrstückes die Klammer gelöst wird, oder es genügt doch ein schwacher Druck, um das Nachsinken zu bewirken. Gewöhnlich beginnt man die Bohrung mit einem Durchmesser des Bohrloches von 38 Centimetern, vermindert aber die Weite in dem Maße, als man tiefer kommt, und endigt oft mit weniger als der Hälfte des anfänglichen Durchmessers. Bei jedesmaliger Verengung des Bohrloches müssen natürlich auch engere Rohre, und zwar von oben an, eingesetzt werden. Um ein Plagen der obersten Rohre beim späteren Schlusse derselben zu verhindern, wird der obere Theil des Bohrloches mit einer die Rohre umgebenden Schutzhülse von Asphaltmörtel versehen. Bei weiterer Arbeit werden täglich etwas über zwei Meter gehohlet. Die durchschnittlichen Kosten eines Bohrloches werden mit circa 30 000 Mark berechnet.

Die Tiefen, in welchen man Naphta austrifft, sind sehr verschieden; oft genügen Bohrungen von nur 50 Meter Tiefe, oft muß man auch bis zu 250 Meter weit hinabgehen, und es sind Fälle vorgekommen, daß man bei 310 Meter Bohrtiefe noch kein Erdöl angetroffen hat.

Wenn man während der Bohrarbeiten sich denartige Verzeichen eines baldigen Durchbruchs zeigen, was hauptsächlich durch große Gasausströmungen gekennzeichnet ist, dann wird nach der Entfernung des Bohrers die Räumung des Bohrloches durch eine mit einer Klappe oder einem Ventil versehene Klappe verschlossen. Gelangt das Besitzen einer solchen Verschlussklappe infolge zu plötzlicher Ausdehnung der Naphta nicht mehr, so läßt sich ein Verschluss des Bohrloches nicht erst bewerkstelligen, wenn die erste Gewalt des Ausbruchs darüber ist. Bei einem solchen Ausbruch besteht es z. B. nach dem Verkauf von sechs Monaten, während der das Öl frei hatte ausströmen können, daß die Quelle abgesehrieben; man mußte ein großes Gerüst bauen, um einen

Maßbaum mittelst Ramme in die Oeffnung des Bohrloches zu treiben.

Bei solchen Ausbrüchen der Bohrbohrer werden Schlamm, Kies und selbst große Steine bis zu einem Gewicht von 25 Kilo mit ausgeworfen, was nicht nur die Arbeit des Verstopfens der Quelle erschwert, sondern diese Arbeit oft lebensgefährlich macht, da schon wiederholt die damit beschäftigten Menschen durch die ausbrechenden Materialien verletzt worden sind. Ist nun wirklich der Verschluss eines Bohrloches glücklich besorgt, so handelt es sich darum, dafür zu sorgen, daß derselbe nicht bleibt; gelingt es nämlich der Quelle, in dem Verschluss nur eine kleine Oeffnung zu finden, so preßt sie natürlich Petroleum, Schlamm usw. hindurch und erweitert so die Oeffnung in kurzer Zeit so stark, daß der Verschluss seinen Werth verliert.

Um das ausströmende Erdöl leicht auffangen zu können, giebt man dem auf der Klappe angebrachten Aufsatz meist die Gestalt eines Knierohres, damit das Petroleum bei geöffnetem Ventile nach der Seite entweichen kann. Da aber der Querschnitt zunächst in die Höhe, also gegen den obersten Theil des Knierohres geschleudert wird, um dann nach der seitlichen Oeffnung zu entweichen, so kann es auch vorkommen, daß das Knierohr an der höchsten Stelle nach und nach durch die in dem Rohre enthaltenen Sand- und Steinmassen durchgeschliffen wird. Aus Vorsichtsgründen nimmt man daher zu solchen Knierohren nur sehr sturwandige Stücke; es ist aber vorgekommen, daß selbst Wandungen von 40 Millimeter Dicke durchgeschliffen wurden.

Die erste Springquelle wurde auf dem Gebiete der russischen Naphta-Produktion im Jahre 1873 erhoben; dieselbe sprang 12 Meter hoch, und da es nicht gelang, ihren Verschluss zu bewirken, so gingen große Petroleummengen verloren.

So vorteilhaft die Erbohrung einer recht ergiebigen Petroleumquelle meist auch ist, so kann es doch auch passieren, daß dieselbe mehr Schaden anrichtet, als ihr Nutzen ausmacht. Das mußte im Jahre 1883 eine amerikanische Gesellschaft erfahren, die auf russischem Gebiete Naphta-Ausbeute betrieb; diese Gesellschaft hatte nämlich eine Quelle erhoben, die zuerst drei Viertel Stunden lang ununterbrochen trockenen Sand 120 Meter hoch in die Lüfte schleuderte, dann brach das Petroleum bis zu 60 Meter Höhe hervor. Die Quelle förderte aber auch eine solche Menge Gas mit zu Tage, daß die gesammte Gegend geradezu verpestet wurde. Kurze Zeit darauf erhobte dieselbe Gesellschaft eine Quelle, die zwar 90 Meter hoch sprang und täglich acht Millionen Kilo Naphta lieferte, die aber auch die Gegend und die vorhandenen Anlagen durch Del und Schlamm so verunreinigte, daß der zu leistende Schadenersatz dem Unternehmern die Existenz kostete. Dagegen hatten die Gebrüder Nobel bei der Erbohrung einer besonders ergiebigen Quelle so umfangreiche Vorsichtsmaßregeln getroffen, daß von den 112 Millionen Kilo, welche die Quelle in den ersten vier Wochen zu Tage förderte, nur der dreißigste Theil verloren gehen konnte, während die Hauptproduktion durch aufgeworfene Dämme am Fortlaufen verhindert wurde.

Die Zeit, während der solche Springquellen Petroleum zu Tage fördern, ist großen Schwankungen unterworfen; manche Quellen versagen schon nach wenigen Tagen, während andere noch nach mehreren Monaten mit ungechwächter Kraft die Naphtamengen in die Höhe senden. Seitdem man die vorher besprochenen Kappenverschlüsse anbringt, hat man es übrigens in der Hand, die Produktion durch Öffnen oder Schließen des Ventils zu regeln. Nach dem Versagen der Springquelle kann man gewöhnlich noch so viel Erdöl durch Pumpen herausholen, als vorher die Springquelle lieferte.

Das Auffangen der Petroleummengen in durch Wälle verschlossene natürliche Behälter gilt nur als Nothbehelf, da die Naphta infolge des Siedens an der freien Luft gerade die werthvollsten Bestandtheile verflüchtigt und daher minderwerthig wird. Ist man nun derartige „Seraphim“ nur noch als Nothmittel verwenden. Der rationelle Betrieb der Petroleumgewinnung erfordert daher entsprechende

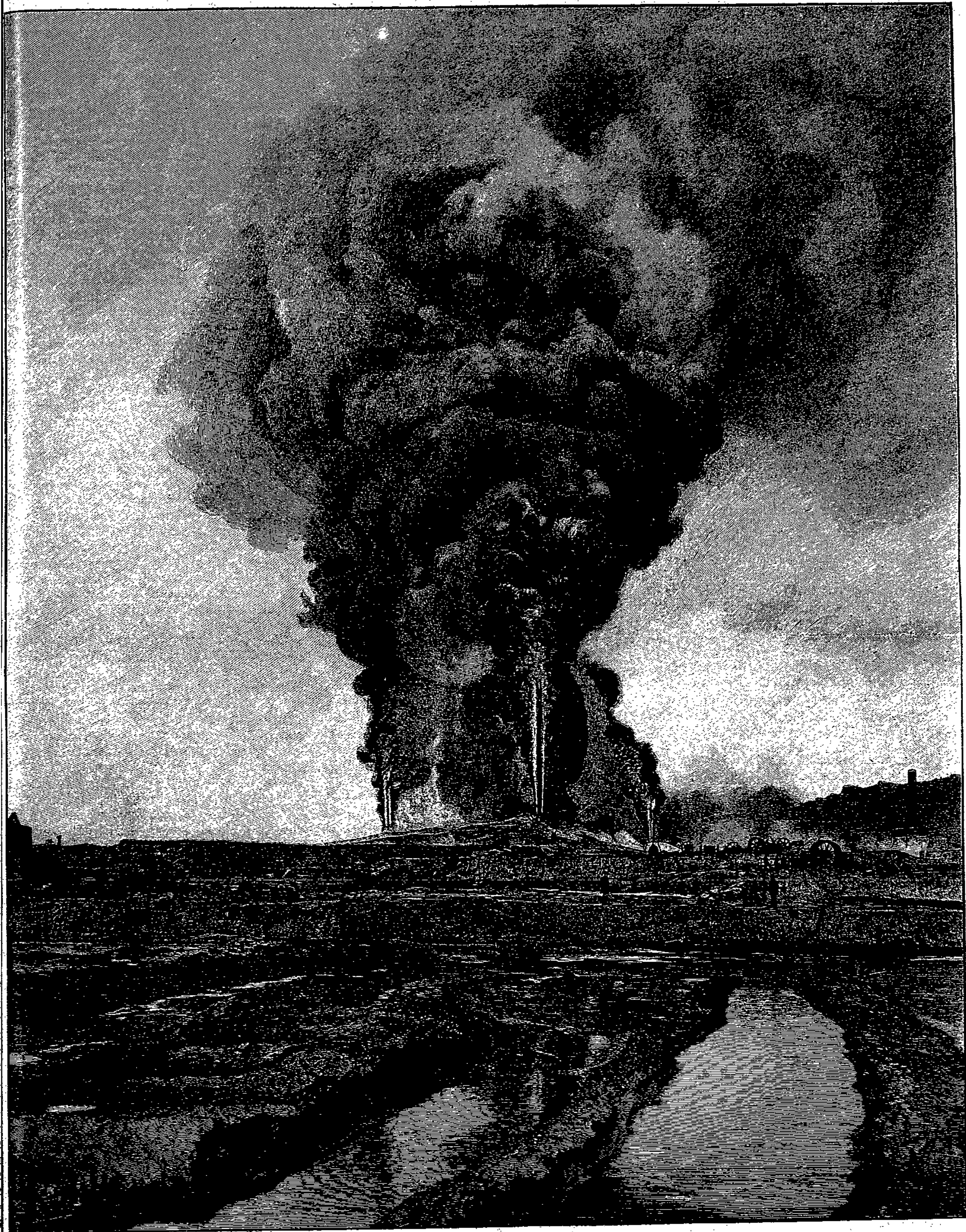
umfangreiche Vorrichtungen und Anlagen, um die innerhalb der aufgeworfenen Dämme befindlichen Naphtamengen recht schnell in verschlossene Behälter und zur weiteren Verarbeitung zu bringen. Aus diesem Grunde ist es auch erklärlich, daß die großen, kapitalkräftigen Gesellschaften mit ungeheurem Verdienste arbeiten, während die kleinen Unternehmer, die nicht genügend große Anlagen besitzen, ergiebige Petroleumquellen auch gar nicht entsprechend ausnutzen können und daher oft recht wenig verdienen.

Die Petroleumquellen liefern die Rohnaphta als eine braunschwarze Flüssigkeit von aromatischem Geruch. Oft ist das Getöse beim Ausbruch einer Springquelle so groß, daß man sich die Ohren zu halten muß, um nicht von dem gewaltigen Geräusch, das durch die Gase und durch die mitgerissenen Schlamm- und Kiesmassen hervorgerufen wird, betäubt zu werden.

Wie so manche Zustände in Rußland die Kulturwelt immer wieder mit Entsetzen erfüllen müssen, so sind auch die Verhältnisse auf den Petroleumfeldern in Bezug auf Sicherheit sehr eigentümlich. Da fast gar keine oder doch nur ungenügende Vorsichtsmaßregeln getroffen werden, so kann es kein Wunder nehmen, daß die Tagespresse in mehr oder minder kurzen Zwischenräumen von Brandunglücken auf den russischen Naphtafeldern zu melden weiß.

Die Mehrzahl der Brandunglücke im Petroleumgebiete entsteht dadurch, daß nicht genügend vorsichtig mit dem Feuer umgegangen wird. Wenn z. B. ergiebige Naphtafontänen erhoben werden, so tritt oft zunächst eine ganz ungeheure Menge Gas aus dem Bohrloch an die Atmosphäre. Diese Gase können sich sehr leicht entzünden, und da meist Feueranlagen irgend welcher Art in nicht zu großer Entfernung sind, so gerathen eben die Gase und die Petroleumquellen in Brand. Machtlos steht dann der Mensch solchen Ereignissen gegenüber. Unser Bild zeigt in anschaulicher Weise drei in Brand gerathene Naphtaquellen. Der schrecklich schöne Eindruck wird noch durch das entsetzliche Geräusch der Fontäne verstärkt. Die Hitze der brennenden Quellen ist eine so intensive, daß sich Alles in weiter Entfernung halten muß. Da an ein Löschen solcher Feuerherde natürlich nicht zu denken ist, so wird es immer als ein großes Glück betrachtet, wenn die Fontäne so große Steine oder so bedeutende Erdmassen an die Oberfläche befördert, daß eine Verstopfung des Bohrloches eintritt; häufig kommt es auch vor, daß der Brand erst durch die Erschöpfung der Fontäne zum Stillstand gelangt.

Außer den Naphtaquellen gerathen auch hin und wieder die in den Erdwällen eingeschlossenen Petroleummengen in Brand. Ein in dieser Weise im Februar dieses Jahres ausgebrochener Brand ist aber so verhängnisvoll geworden, daß auch der russische Gleichmuth — wenigstens für die erste Zeit — etwas erschüttert wurde. Es geriet nämlich ein riesiges Erdbecken mit Naphtavorräthen in Brand. Die in diesem univallten Felde eingeschlossenen 100 Millionen Kilo Petroleumrückstände gaben eine ungeheure Feuererscheinung, die weit zu sehen war. Das Feld gewährte mit den riesigen Mengen brennenden Petroleumrückständen den Anblick eines Vulkan in voller Thätigkeit. An ein Retten dieser brennenden Naphtamengen war erklärlicher Weise nicht zu denken, die Arbeiten erstreckten sich daher nur auf den Schutz der in der Nähe gelegenen Petroleumvorräthe. Damit nun die Naphta nicht in die Erde sinkt, pflegt man erst eine Schicht Wasser in solche durch Wälle umschlossene Reservoirs zu lassen. Je mehr mithin die Naphtamengen vom Feuer aufgezehrt wurden, um so mehr näherten sie sich dem Wasser, welches durch die intensive Hitze zur schnellen Verdampfung gebracht werden mußte. Es wird nun berichtet, daß einige Ingenieure der Gesellschaft, welcher dieses brennende Reservoir gehörte, den Vorschlag machten, noch rechtzeitig durch geeignete Maßregeln für den Abfluß des Wassers unter den brennenden Naphtamengen zu sorgen. Da aber die Gesellschaft dieses Angebot ablehnte, so geriet das unten befindliche Wasser infolge der zunehmenden Erhitzung beim Verbrennen des Petroleums in's Sieden; die sich bildenden



Die Naphta-Industrie auf der Halbinsel Apscheron am Kaspischen Meer: Brand von drei Naphta-Fontänen auf dem Bohrlande von Bibi-Eybat.
Nach einer photographischen Aufnahme von Georges in Batou.

Wasserdämpfe brachten den ganzen brennenden Naphta-See in's Wallen und nun trat das Unglück ein, indem die über die Wälle steigenden brennenden Petroleummengen die Umgebung überschwemmten. Da nun dieser brennende Behälter dicht an einer Böschung lag, an der unten die Wohnungen vieler Arbeiter aufgebaut waren, so ließ das Flammenmeer herunter und setzte diese Ansiedelung in Brand. Konnten sich schon viele Zuschauer nicht vor den brennenden Petroleummengen retten, so war dieses naturgemäß den in der Niederlassung befindlichen Menschen noch weniger möglich. Die große Heizwirkung solcher Petroleumrückstände verbrennt die von ihr erfaßten Menschen zu Asche, und so ist es dem erklärlich, daß der Verlust an Menschenleben sehr schwer festzustellen ist, wenn man darauf angewiesen ist, die menschlichen Ueberreste auf dem nach dem Brande wie Lada verglasten Erdboden abzuwischen. Wenn daher der Gouverneur „amtlich“ nur achtzehn Tode auffand, so liegt die Erklärung eben darin, daß durch die Verbrennung der menschliche Körper in so hohem Maße vernichtet wird, daß die Ueberbleibsel nur noch Asche geben. In Wirklichkeit ist natürlich der Verlust an Menschenleben infolge dieses Brandes wesentlich größer gewesen und dürfte mindestens zweihundert Menschen betragen haben. Wenn man erfährt, daß die Arbeiter an den Petroleumquellen zum großen Theil aus Sträflingen, die aus Sibirien entflohen sind, aus Landstreichern und auch Abenteurern aus aller Herren Länder bestehen, so ist es erklärlich, daß eine Feststellung der verunglückten Menschen dieser Art sehr schwer ist, weil sich Niemand um sie kümmert und meist auch die gegenseitige Bekanntheit dieser Menschen untereinander nicht genügt, um die Persönlichkeit der Verunglückten festzustellen. Von sozialer Fürsorge für die auf den Petroleumfeldern thätigen Arbeiter ist in Rußland keine Rede, und die Polizei glaubt Wichtigeres zu thun zu haben, als sich um Diejenigen zu kümmern, welche selbst oft alle Veranlassung haben, den russischen Behörden aus dem Wege zu gehen.

Die aus dem Schooße der Erde gewonnene Rohnaphta wird mittelst Pumpen durch Rohrleitungen in sogenannte Tanks gefördert. Diese riesigen Reservoirs, die sowohl zur Aufbewahrung des rohen Erzeugnisses als auch von Endprodukten benutzt werden, sind Cylindereisen, die bis 25 Millionen Kilo Erdöl fassen. Die Tanks werden aus Eisenblechen zusammengesetzt. Der Boden wird einfach auf der Erde ausgebreitet, die einzelnen Bleche verzinkt und dann die Seiten sowie endlich der Deckel darauf gesetzt. Bei einem solchen Tank, der 20 Meter Durchmesser hat und 12 Meter hoch ist, sind die Bodenbleche meist 10 Millimeter stark, während die Seitenwände, von unten nach oben abnehmend, 12 bis 5 Millimeter dick sind; der Deckel ist meist aus 3 Millimeter starken Blechen hergestellt. Derartige Tanks, die 3786 Kubikmeter Petroleum fassen und etwa 110 Tonnen wiegen, werden auch in Deutschland zur Aufbewahrung des Erdöls benutzt; u. A. finden sich bei uns derartige Petroleumreservoirs in Hamburg und in Dresden bei Berlin.

Neben die im russischen Petroleumgebiete in die Tanks gepumpten Naphtamengen einige Zeit darin gepumpt haben, um Schlamm, Wasser und sonstige Verunreinigungen abzugeben, weil sie in die Raffinerien der „schwarzen Stadt“ befördert. Früher geschah dies meist primitiv mittelst Wagen. Die hierzu benutzten Fuhrwerke waren von eigenartiger Gestalt; sie hatten nur zwei Räder, auf denen im eigentlichen Wagen ein Faß Petroleum auf und befestigten auf beiden noch ein Faß zwischen den etwa 2,5 Meter hohen Rädern mit zwei. Neben diesen primitiven Wagen, die unter dem Namen *Arbes* in dem Petroleumgebiete sehr bekannt sind, kam früher noch der Transport mittelst Kamelen in Betracht; jedes dieser Kamelthiere bekam eine Last von etwa 300 Kilo Naphta. Heutzutage wird die Beförderung der rohen Naphta allerdings wesentlich einfacher mittelst Rohrleitungen aus den Tanks in die Raffinerien der Stadt Waku bewirkt,

was zu einer bedeutenden Verbilligung der Produktionskosten beigetragen hat.

Das Verdienst, den theuren Wagentransport durch die billige Beförderung mittelst Rohrleitungen ersetzt zu haben, gebührt den Gebrüdern Nobel (den älteren Brüdern des berühmten Erfinders des Dynamits), die im Jahre 1875 allein für den Transport ihrer Naphtamengen von den Tanks in die Raffinerien von Waku 20 Millionen Mark verausgabten. Die Bemühungen der Gebrüder Nobel, die größeren Unternehmern zum Bau einer gemeinsamen Rohrleitung zu bewegen, scheiterten allerdings, und es blieb denselben nichts weiter übrig, als die Leitungen allein zu bauen. Die gleich im ersten Jahre mit dem Rohrtransport erzielten Ersparnisse waren so bedeutend, daß bald der Rohrtransport allgemein eingeführt wurde. Das Leitungsnetz hat im Laufe der Jahre so wesentliche Erweiterungen erfahren, daß es jetzt den Naphtatransport in den Petroleumgebieten vollständig beherrscht.

Die erste Leitung kostete allerdings 800 000 Mark; dafür wurden aber die Transportkosten pro 100 Kilo Naphta von 108 auf 30 Pfennig ermäßigt. Natürlich war die Erbitterung der tartarischen Fuhrleute, die bis dahin durch den Naphtatransport sehr guten Verdienst gehabt hatten, sehr groß, und man war in der ersten Zeit gezwungen, die Rohrleitungen, welche im Interesse möglichst geringer Herstellungskosten ganz allgemein frei auf dem Erdboden verlegt werden, zu überwachen, da diese Leitungsanlagen sonst von den erbitterten Tartaren zerstört worden wären.

Soll die rohe Naphta nicht raffiniert, sondern gleich weiterbefördert werden, so pumpt man sie durch die Leitungen in die Tanks in der Nähe des Bahnhofes von Waku und füllt sie hier in sogenannte Zisternenwagen, in welchen dann der Transport auf der Eisenbahn vor sich geht.

Das in die Werke der Vorstadt von Waku gelangte Rohpetroleum wird der Refination unterworfen, wobei die Destillation und die chemische Reinigung der Naphta zu unterscheiden ist. Die Destillation zerfällt wieder in zwei Abtheilungen: Destillation auf Brennöl oder Kerosin und auf Schmieröl.

Beimgleich die Rohnaphta nicht von gleichmäßigem spezifischen Gewicht ist, so wird doch durch die Mischung verschiedener Rohsorten ein mittleres spezifisches Gewicht von 0,865 bis 0,880 erreicht. Die so hergestellte Flüssigkeit wird nun in Destillationsapparate, die im russischen Gebiet hauptsächlich in Form von stehenden schmiedeeisernen Kesseln, von Waggontesseln oder von Balzentesseln in Benutzung sind, geleitet und hier unter der Einwirkung von Hitze destilliert. Die entwickelten Naphtadämpfe werden mittelst Rohrleitungen in Kühler von verschiedener Konstruktion geleitet, hier kondensiert, um dann in eine Vorrichtung zu gelangen, in der die Trennung des verdampften und durch die Abkühlung wieder kondensierten Wassers von dem Petroleum stattfindet. In diesem Apparate, der nach Art der Florentiner Flaschen eingerichtet ist, wird auch gleich die Absonderung des Erdöls in der Weise vorgenommen, daß die leichteren Oele von den schwereren getrennt werden.

Während die kleineren Betriebe die Destillation abganzweilig betreiben, sind die großen Werke in der Lage, mit Vortheil die ununterbrochene Refinierung anzuwenden. Der Großbetrieb arbeitet auch darum vortheilhafter, weil er bei der ständigen Arbeit immer die heißen Rückstände der vorhergegangenen Destillation zur Vorwärmung der folgenden Petroleummenge auf 80 bis 130 Grad benutzen kann. Große Anlagen lassen nun auch nicht gleich die Zerstückelung des vorgewärmten Rohpetroleum auf Kerosin beschreiben, sondern sie gewinnen zunächst Benzol, indem sie über den Kerosintesseln in treppenförmiger Anordnung Behälter aufstellen, in welchen die am leichtesten verdampfenden Bestandtheile, die das Benzol liefern, durch Erwärmung mittelst Dampfschlängen abgezogen werden. Durch diese Erwärmung, die höchstens bis auf 150 Grad ansteigen darf,

werden an Benzol mit Gasolin etwa 5 bis 7 Prozent von der Rohnaphta gewonnen.

Die Destillation auf Brennöl geschieht nun nach der Entfernung des Benzins durch Erwärmung von 150 bis auf 270 Grad; man gewinnt dabei ungefähr 27 bis 33 Prozent und bezeichnet dieses Produkt als Kerosin I oder Brennöl. Nach der Ablassung dieses Produktes erhält man durch Erhöhung der Temperatur bis auf 300 Grad Kerosin II oder Solaröl, das etwa 5 bis 6 Prozent von dem Rohpetroleum ausmacht. Der Rest von 50 bis 60 Prozent ist Rückstand.

Da das Gebiet der russischen Naphta-Industrie weder über Kohlenlager noch über Brennholz verfügt, so hat man sich seit jeher darauf eingerichtet, die gut heizenden Rückstände der Naphtaproduktion als Feuerungsmaterial zu benutzen. In kleinen Betrieben ist noch heute die primitivste Form der Feuerung mit Rückständen anzutreffen, die darin besteht, daß einfach mit „Massub“, wie der Naphtarückstand in Rußland bezeichnet wird, flache Schalen gefüllt und in den Feuerungsraum geschoben werden. Nicht minder einfach ist die Methode, die Rückstände einfach auf die Herdsohle der Feuerung tropfen zu lassen. Aber die Einfachheit dieser Verfahren hat die Nachteile, daß nicht nur eine sehr unvollkommene Verbrennung erzielt wird, sondern daß auch eine starke Rußentwicklung stattfindet. Der intensiv schwarze Qualm, der den vielen kleinen Naphtaraffinerien infolge dieser primitiven Feuerungsanlage entströmt, ist denn auch wohl im Wesentlichen die Ursache gewesen, daß der Ort Waku die Bezeichnung „schwarze Stadt“ erhalten hat.

Technisch gut geleitete Betriebe wenden daher die Massubfeuerung in der Weise an, daß sie diese Rückstände durch gespannten Wasserdampf zerstäuben und so verbrennen. Auf diese Weise erreicht man nicht nur eine sehr rationelle Verbrennung, sondern man vermeidet auch die unangenehme Rußbildung. Derartige Feuerungsanlagen führen die Bezeichnung *Forjunka* und haben ungemein weite Verbreitung im russischen Naphtagebiet gefunden, so daß nicht nur die Dampfessel und sonstigen Feuerstellen der Naphtawerke damit geheizt werden, sondern auch die Lokomotiven und Dampfschiffe der umliegenden Bezirke. Die Rückstände haben etwa den doppelten Heizwerth der Steinkohle und entwickeln bei Benutzung der Forjunka-Apparate eine so intensive Hitze, daß die schmiedeeisernen Bleche zum Schmelzen gebracht werden, wenn die Flammen in unmittelbare Berührung mit ihnen kommen; man muß sie daher vor unmittelbarer Berührung schützen.

Das durch die Destillation gewonnene Kerosin wird, ehe es in den Handel gelangt, einer Reinigung unterworfen, die den Zweck hat, das Petroleum von den Bestandtheilen zu befreien, die beim Brennen störend in die Erscheinung treten würden, die auch das Erdöl rein und klar machen soll, die weiter ein möglichst geruchloses Produkt zeitigen soll und die endlich der Naphta eine etwa wasserhelle Farbe verleiht. Diese Reinigung des Kerosins erreicht man durch die Behandlung des Oels mit Schwefelsäure, Natriatron und Wasser. In einem geeigneten Behälter wird das Kerosin zunächst innig mit Schwefelsäure, die 0,6 bis 0,9 Prozent vom Gewichte des Petroleums ausmacht, gemischt; nach etwa zwei Stunden läßt man die Schwefelsäure unten ab und benutzt zur zweiten Reinigung frische Säure. Nach dieser zweiten Säuerung wird das Petroleum mit kaltem Wasser gewaschen. Nach ungefähr einstuündiger Klärung erfolgt die Behandlung mit Natronlauge, die zuerst mit starker und dann mit dünner Lauge vorgenommen wird. Die Menge des verwendeten Natriatrons soll nicht 0,3 Prozent übersteigen und richtet sich nach dem Säuregehalt des Oels. In manchen Betrieben wird auch der Waschkvorgang mit Wasser oder verdünnter Lauge durch das Einwirken von Wasserdampf auf das Erdöl ersetzt.

Das auf diese Weise produzierte reine Petroleum gelangt meist durch mehrere Klärbehälter in die Vorrathsbehälter, um von hier aus in den Handel zu gelangen.

(Schluß folgt.)

Rother Mohn.

Von Clara Viebig.

(Schluß.)

Nach und nach leerte sich der Garten, nur Mütter mit kleinen Kindern waren noch da; alles Uebrige drinnen im Tanzsaal oder zuschauend vor den Fenstern. Selbst die Familienväter waren ausgekniffen.

Es wurde stiller um die Drei. Die Luft war weniger heiß und fächelte angenehm die Stirnen, schon wehte hier und da ein frühgelbes Blatt vom Baume und senkte sich in die geleerten Bierbecher. In den dichten Büschen hinter dem Tische raschelte es, ein Vogel fing an zu singen, eigentlich nur zu piepen, aber Grete lauschte entzückt. Sie war ein Kind vom Lande, und in allem Großstadtgewühl hatte sie den bäuerischen Instinkt für die Natur nicht verloren. Mit schwimmenden Augenlein starrte sie in die Ferne und drückte dabei die Hand des Bräutigams, sie fest in der ihren haltend.

Auch Karl starrte geradeaus, aber nicht traumverloren wie seine Liebste; er sah über den Tisch unverwandt die blaße Auguste an.

Die hatte mit dem Stuhl gekippt und gelangweilt mit den merkwürdig schlanken Fingern auf den Tisch getrommelt. Sie hielt die langbefraunten Lider beharrlich gesenkt, und doch fühlte der junge Mann den magnetischen Blick ihrer Augen. Das rotte Mohnsträubchen schimmerte auf der hellen, zierlichen Taille, der junge Busen hob und senkte sich unter zitterigen Athenzügen. Jetzt spitzte sie die Ohren: der Wind trug die Klänge aus dem Tanzsaal greifbar deutlich herüber.

„Da la — la la la!“ Sie sumnte.

Karl piff zwischen den Zähnen mit und rutschte unruhig auf dem Stuhl hin und her.

Plötzlich stand Auguste auf; langsam, aber wie unwiderstehlich gezogen, entfernte sie sich, der Kies knirschte kaum unter ihrem leichten Tritt. Man sah die hochgeschlossene Gestalt am Fenster des Tanzsaales stehen, durch die Büsche schimmerte noch ihr helles Kleid — jetzt war sie verschwunden.

„Liebste mir?“ hauchte Grete, nahm sorgfältig den Bergkneimnichtbefräuzten ab und ließ dann den glattgekämmten Kopf an die Schulter des Bräutigams sinken. „Liebste mir wirklich?“ Sie suchte seinen Blick und tätschelte zärtlich seine Hand. „Ach, Karl, wenn mer Hochzeit machen, das wird mal scheene! Wenn denkste denn? Zweihundert Thaler hab' ich uff de Sparskaffe, um von Muttern krieg' ich Betten um en Schwein — wenn meinst, Karl?“

„Ja, ja,“ sagte er zersirent. Er dachte augenblicklich darüber nach, mit wem die Auguste wohl tanzte. Vom Fenster war sie weg, er konnte sie nicht mehr sehen, so sehr er den Hals auch reckte; drinnen war sie, sie tanzte — vielleicht mit dem frechen Bengel von vorhin?! Ihre blaffen Backen wurden zartrot, sie zog den Mund, daß das Grübchen entstand — der Bursche tätschelte ihr verließ in die Ohren —

„Ah!“ Er fuhr auf, daß Grete's Kopf unsanft abgeschüttelt wurde.

„Was hast'ie?“ fragte sie besorgt. „Was sagste, Karl?“

„Nicht,“ brummte er, und dann stand er auf. „Ich muß mal reinjehn, bleib' Du man hier, ich bin gleich wieder da. Wenn De ihr uffjefordert hast, muß man sich doch ooch en bißchen kümmern — sie is man erst siebzehn — das geht mi 'mal nich anders, das erfordert der Pfl. Warte man ruhig, ich komme gleich retour!“

Ohne ein Wort abzuwarten, ging er mit eiligem Schritt; die Spaken, die um die Tische nach Brotsamen suchten, flogen aufgeschwehrt davon. Sein Rockschloß schwenkte, seine Stiefel knarrien, nun flatterte der letzte Zipfel um den Busch, fort war er.

Grete blieb allein. Der piepende Vogel war verstummt, er flog zu Neste. Es kam ihr in den Sinn, daß es doch eigentlich ein schlechtes Sonntagsgewinnigen sei, hier einsam zu sitzen und auf die Anderen zu lauern. Gwie Luft war hier im Garten

auch nicht, Bierneigendunst und Tabaksqualm zogen mit dem Wind. Da war's doch ein anderes Ding, daheim über die Felder zu gehen und mit der Hand am Aehrenfeld entlang zu streifen; das kitzelte so hübsch, und man hatte das Gefühl all' des reichen Segens. Grete entsann sich ganz wohl ihrer Kinder- und ersten Jugendzeit. Da hatten sie Sonntags im Korn gefressen und sich was Lustiges erzählt; da war man versteckt vor aller Welt, und es roch köstlich mehlig und nahrhaft, man kriegte davon solchen Hunger, daß man aufstand und nach Hans lief. Auf dem Hof duftete der Dampf und im Flur das frische Sonntagsbrot; da wußte man doch, was man roch.

Ein großes Heimweh überkam Grete und zugleich ein großer Hunger. Sie aß den Rest Kuchen — auch den, den Karl und Auguste übrig gelassen — und tupfte mit dem Zeigefinger das letzte Bröselchen auf. Dann nahm sie das Stübchen, das Karl zurückgelassen, umklammerte es mit beiden Händen und stützte das Kinn auf den schönen goldenen Knopf. Es war doch was von ihm! Zärtlich tastete ihre Hand über den Stock — wo der Karl nur blieb?! Und die Gufte?!

Ein paar junge erhigte Leute, wohl einen kühlen Platz suchend, kamen vorbei: „Na, so einsam, Fräulein?“

Der Eine lachte. „Wohl auf Wachtposten, Fräulein? Der Schatz mitreu geworden? Na, trösten Sie sich man, es jieht noch Andern!“

Sie lachte mit, aber das Lachen kam ihr nicht von Herzen; es war gezwungen. Die Beiden machten nicht Miene, sich zu ihr zu setzen; das fühlte sie wie eine Zurücksetzung. Sie empfand zum ersten Mal, daß sie nicht hübsch war.

Mit einem bitteren Gefühl strich sie ihr prächtiges Kleid glatt und setzte den Hut auf. „Bleib' man ruhig, bis ich wiederkomme,“ hatte er gesagt. Na, lange genug hatte sie gewartet, sehr lange, er kam noch immer nicht; nun wollte sie ihn suchen. Resolut ging sie dem Tanzsaal zu.

Drinnen ein ungeheures Gewoge. Eine Hitze sondergleichen; schon vom Zusehen brach Einem der Schweiß aus. Ihr wurde schwindelig von dem Drehen und Hüpfen; sie drängte und puffte sich durch und strengte die Augen an, daß sie schmerzten. Uniformen und Zivilsonntagsröcke, höchster Putz, weiß, blau, rosa. Die Uniformen hatten die feinsten Damen, die waren geradezu im Ballstaat; die galanten Tänzer legten sorgsam ihre Taschentücher unter, an der Taille, auf die Schulter, damit die Toilette vom Anfaßen nicht litt.

So fein! Grete hielt den Mund offen vor Bewunderung, aber dann verzog sie ihn enttäuscht — Karl war nicht hier und die Gufte auch nicht! Da war kein Götchen, das sie nicht durchsucht hätte. Fort, Beide fort!

Tief niederge schlagen verließ sie den Saal.

Am Ausgang sah der Willekeur sie verwundert an: „Na, Jungfer, schon wieder so fig 'raus? Wohl nich amesirt?“

Sie schüttelte den Kopf und fragte ängstlich: „Haben Se keenen Herrn jesehn, jroß, mit 'nen dunklen Schnitzgerchen? Und so hübsch?“

Der Mann bejahte sich. „Ne, so 'ne sind zu velle!“

„Ober en junges Mädchen mit en helles Kleid, rotte Mohnblumen uf 'en schwarzen Hut? Was is se man!“

„Ja, die war ebent noch hier,“ sagte der Mann bestimmt. „En hellet Kleid un Mohnblumen — ja, ja! Sie lachte mir noch an. Vor 'ne kleene Viertelstunde is se abjeangen mit 'n Herrn — aber blaß war se nich sehr! Man noch sehr jung! Un er hatte se an 'n Arm, un en Siejelring hat' er uf 'n Zeigefinger!“

Das waren sie! Es durchfuhr Grete's Herz wie ein Stich. „Ach, können Se mich nich sagen, wo die hinjeangen sind?“

„Nanu?“ Der Mann schob die Brauen in die

Höh' und fixierte sie scharf. „Weenen Se man nich! Det kommt öfters vor. Da in de Haide sind je 'rin“ — er wies auf ein Seitenpförtchen, das den Kiefern gegenüber lag — „machen Se man fig nach, un wenn Se se attrapieren —“

Grete hörte nicht mehr. Durch ihren Kopf sumnte es nur: „Wo sind die hin? Sie haben dich sitzen lassen — nach, nach!“ Sie rannte zurück zum Tisch und holte seinen Stock; das fiel ihr doch noch ein, den durfte sie nicht zurücklassen, der war ihr wie ein Pfand von ihm. Dann stürzte sie durch das Pförtchen in's Freie. Nach, Nach!

Die Haide lag sonnverbrannt. Gras, armselig wie Strandhafer, sproßte in Büscheln, und handhohe Wachholberbüschchen fristeten ihr Dasein. Ab und zu eine gelbe Sonnenrolle. Ein paar milde Pennbrüder hatten sich im warmen Sand eingebuddelt und schliefen. Grete machte keinen Bogen, sie flog über die ausgestreckten Leiber weg, sie hatte es so eilig. Halbwillkürige Knaben lungerten umher und rauchten Zigarrenstummel; wenige Schritte weit sah ein Weib am Main und zerrte einen quietenden Kinderwagen hin und her. Sonst kein Mensch.

Hinter den Kiefern glühte das Abendroth; Grete schritt da mitten hinein, geblendet vom Glanz des Himmels. Niemand mehr. Nur die Grillen zirpten, versteckt unter den herausstehenden Wurzeln der alten Kiefern, und der Wind machte Harfenmusik in den breiten Ästen. Das säuselte und rauschte geheimnißvoll, und die stierenden Harzthänen an den Stämmen entsandten einen starken Duft, der den Staubgeruch des sandigen Bodens überdeckte.

Das wilde Klopfen ihres Herzens säuselte sich allmählig; das angstvolle Umherpähen der Augen, das Reuchen des Athems ließen nach. Das Bauer-mädchen war in der städtischen Dienstmagd erwacht. Sie blühte sich und ließ die nagere Erdkrume durch die Finger rieseln: „Da wächst nicht mehr, reineweg nich! Höchstens kömmt man Buchweizen säen. Ob der wohl fortkäme?“ dachte sie.

Und sie berechnete, was ein Fels Buchweizen, so groß wie dies Stück Haide, das ihre Augen übersehen, wohl einbringen würde. Mit dem Rechnen kam eine größere Ruhe über sie. Sie raffte sorgfältig ihr schönes Kleid zusammen und setzte sich auf einen hochstehenden Knorren. Den Stock des Geliebten klemmte sie zwischen die Kniee.

So saß sie und betrachtete nachdenklich die kleinen eiligen Käfer, die über ihre Schuhe liefen; sie hütete sich wohl, die zu zertreten, die waren so fleißig, so fleißig! Die schleppten Kiefernadeln und Holzspänchen zum Bau und waren fidel dabei. Das Weinen kam sie an: so hatte sie auch all' die Jahre gelpart und sich geplagt! Zweihundert Thaler auf der Sparskaffe, das will was heißen! Und nun dicht vor der Hochzeit mußte sie sich so ärgern. „Er pouffirt ihr,“ murmelte sie halblaut und ballte die eine Hand zur Faust.

Da fiel ihr zorniger Blick auf den Stock zwischen ihren Knieen, der letzte Strahl der sinkenden Sonne umspielte lieblich den goldenen Knopf — wie elegant konnte der Liebste den schenken!

„Ach ne,“ sagte sie halblaut, „es is recht schlecht von mich, so was von Karlen zu denken, er is doch so jut! Er liebt mir! Jotte doch, der Mann hat vielleicht nur jequaticht, sie sind jar nich hier, un Karl rennt herum un sucht mir wie 'ne Sted-nabel!“ Eine große Zärtlichkeit für ihren Bräutigam überkam sie, sie sah den Stock liebevoll an, als müßte sie selbst dem was abbitten, und dann erhob sie sich rasch, um zurückzukehren.

Die alten Kiefern säuselten geheimnißvoller; hinter ihren untersten Ästen glomm noch eine Garbe feurigen Noths, dann erlosch auch die. Gran lag plötzlich die Haide; wie ein milber Schleier, verschönend und verhöhnend, spanu sich Dämmerung über die Debe.

Ein starkes Wehen kündete den bald sinkenden Abend. Am Himmel blinkten mit Zauberschlag

matte Sterne auf, die Mondfichel schwamm blaß im Gewölfe.

Das einsame Mädchen schauerte und faltete die Hände wie in der Kirche. Es war so schön hier! Beinahe so schön wie daheim, wenn die Sonntagabendglocken läuteten und die Lehren rauschten.

Und rief da nicht auch eine Wachtel? Horch! Da mußte Aker in der Nähe sein, vielleicht gar ein Kornfeld! Ach, nur einmal eins wieder sehen, hier in der Nähe der großen Stadt!

Der Bräutigam war für Augenblicke vergessen. Grete schwenkte rechts ab durch die Kiefern und wand sich durch Gestrüpp, neugierig den Hals reckend.

Nichtig, da lag ein Feld! Freilich nicht üppig und kernengerade wie eine Mauer, von fastigen Moh'n und Kornblumen bunt durchwebt; nur hoch-

geschossene, dünne Halme wiegen sich im Winde und hungrige Disteln wucherten am Rande. Aber sie eilte doch darauf zu voller Entzücken.

Ein schmaler Fußsteig führte entlang — hier waren schon Leute gegangen — und — halt! Grete bückte sich hastig, Moh'nblumenblätter lagen verstreut — eins, zwei, drei, vier — und hier ein ganzes Sträußchen flatteriger, halbabgefallener Blüten! Achlos verloren. Sie hob es auf. Und hier noch mehr Blätter, selbst im Dämmerlicht leuchtete ihr feuriges Roth.

Vor Grete's Augen stümmerte es, sie umhammerte ihren Stock, als müßte sie sich daran halten. Ach, es war nur das Blut, das ihr jäh vom Herzen zu Kopf schoß! Das machte, daß sie Alles roth sah, Alles roth.

Rother Moh'n auf dem Steig, auf den Fuß tritten, die seitlings verflochten hinein in's Roth führten.

Rother Moh'n weiter drinnen im Berstedt Lehren — rother Moh'n, grell nickend auf schwarze Hüften.

Und jetzt ein leises Geflüster, Kichern, Rosen.

Als Grete zu Hause in der engen Kammer vor'm stockflecken Spiegel ihren Sonntagsputz auflegte, starrte sie wild in's Glas.

„O die Kerle,“ sagte sie ingrinnig und drohte mit der Faust. „Wartet man — ne, um nie wieder.“

Aber dann stemmte sie die nackten Arme auf Bettkissen, verdeckte das Gesicht in den Händen und weinte laut. —



Misch dich nicht drein.

In Liebesdingen rathe'n, Das heiss ich Narrenthaten. Red an die Wand, red in den Wind, Sie werden eher hören, als die in Liebe sind. — Otto Julius Bierbaum.

Im deutschen Bauernleben tauchen noch heute hier und da Sitten und Gebräuche auf, die lebhaft an den Naturmythus erinnern, den der Volksglaube in fast allen Ländern der Landwirtschaft zu Grunde gelegt hat. Adolf Bartels giebt hierfür in seinem Buche „Der Bauer“ (Leipzig, Eugen Diederichs.) einige interessante Beispiele: Alle diese Bauerngebräuche gehen fast sämtlich in die heidnische Zeit zurück, so die, daß an vielen Orten der Pflug über ein Brot geführt wird, oder die, daß man nach der Aussaat ein in Milch geknetetes Brot in die Erde vergräbt. Eine ähnliche Rolle, wie hier das Brot, spielt anderswo das Ei. Der Seemann genießt eines vor der Arbeit und man streut Eierhäuten auf den frisch besäten Aker. Um die Saat vor den Vögeln und dem Getreibe zu schützen, wirft man diesen eine Hand voll Samen hin und spricht einen Zauberspruch dazu. Sprüche sollten auch das Wachsen des Getreides und des Flachses bewirken. Vor Aker auch mit der Ernte verbunden sind zahlreich Bräuche, die entweder an die erste oder an die letzte Garbe anknüpfen. Die ersten drei Lehren, wenn man sie an die Lende bindet, schützen gegen Branzschmerzen und die Verwundung durch Senje oder Sichel. Kranzweiz auf den Aker gelegt oder an die Haus Thür genagelt, halten sie böse Geister von Feld und Haus fern. Die erste Garbe wurde dann dem Drachen oder auch den Mäusen bestimmt, es wurde Salz und Brot in sie hineingeworfen, oder sie wurde wie Johannisbrot bepreugt. Die letzte Garbe bleibt meist auf dem Felde stehen und führt ganz bestimmte Namen: die Ake, der Wolf, das Widdermännchen, der Felsmann, das Würmchen, das Erdmännchen u. s. w., alle wohl auf mythologische Vorstellungen zurückgehend. In Niederösterreich ist sogar ein heidnischer Aker in Bezug auf sie erhalten: „Ake, hal' diesen Hofe an Foder, Ka' Dittel und' Dora, Dem amern Jar beiter Korn.“

Selbst wurde auch um das mit Blumen und Sandern geschmückte Hüpfel geknigt. Die letzte Garbe, die in's Gefäß gewickelt wurde, hieß wieder die Ake, der Wolf, oder auch der Wolf, die Roggenau, der Roggenhund, die Habergerst u. s. w. Ihre Körner wurden in das Saatfeld des nächsten Jahres geworfen. Eine arabische Hochzeit gehört zu den interessantesten Erscheinungen des Orients. Eine Hauptrolle spielt bei jeder Vermählungsfeier das „Zeffel el-Qasaman“ oder die Zeffelung. Arabien mit Mesopotamien und Hindostan leiten vornehmlich sie ein, dann folgen portugiesische verheiratete Fremdbinnen und Servantinnen der Frau, sowie eine Schaar junger Mädchen. Die Frau selbst, welche, sitzt in einem reichgeschmückten Einwickel, eine kleine Krone auf dem Haupte trägt, geht unter einem von vier Männern getragenen leichten Baldachin, an dessen vier Ecken geschickte Träger befestigt sind und der nur noch vorn geöffnet ist. Mit diesem gleichen Zuge, der wieder mit Arabien abschließt, wird dann die Braut nach erfolgtem Bade unter Gebet und Fremdengebet in das Haus des Bräutigams geführt. Diese Zeremonie, die oft noch mit einem Feuerwerk verbunden ist, dauert bis tief in die Nacht hinein, während die all-

gemeine Bewirtung der Gäste unter einem Festzelt stattfindet. Die Gastfreundschaft ist dabei eine sehr ausgeübte, und der Gastgeber rechnet es sich zur besonderen Ehre an, bei solchen Anlässen auch anwesende Fremde bewirthen zu können.

In der Nähe von Alexandria hatte Hermann Götz einmal Gelegenheit, die Vorbereitungen zu einer vornehmen mohammedanischen Hochzeit kennen zu lernen. Er schreibt hierüber in seinem Buche „Eine Orientreise“ (Leipzig, Hermann Seemann): In der Villenvorstadt war Haus und Garten eines angesehenen Paschas und Vaters des Bräutigams festlich geschmückt und vor der Villa, unmittelbar an der Straße, ein mächtiges Zelt aufgeschlagen, welches reich mit Festons und kunstvollen Beleuchtungsballons behangen war. Den Boden bedeckten kostbare Teppiche und längs der inneren Zeltwände standen türkische Divans und Kissen.

Das Zeltlich war höchst originell mit rothen und blauen arabischen Dekorationsmotiven appliziert, so daß dieser ganze Festraum einen ungemein farbenprächtigen Eindruck machte. Von diesem Festplaz waren nun bis in die Stadt zu dem Hause der Braut in einer Entfernung von vier oder fünf Stunden die ganze Straße entlang in kurzen Zwischenräumen Raketen an Raketen aufgestellt, die unter sich quer über die Straße durch Schirme mit daran hängenden Lampeln verbunden waren.

Durch diese „Via triumphalis“ wird nun die Braut in feierlicher Prozession ihrem Bräutigam zugeführt, der sie hier zum ersten Male kennen lernt. Es ist das erste Mal, da die Braut nicht Sache des Bräutigams ist, sondern demselben vielmehr durch Verwandte oder besondere Vermittler angeführt wird, so daß er sie erst am Hochzeitstage zu sehen bekommt. Die muslimischen Mädchen werden schon im zehnten oder dreizehnten Jahre, wenn nicht schon früher, verheiratet; die vorausgehende gegenseitige Vereinbarung über die Höhe des Brautgeldes, welches der Bräutigam zu entrichten hat, bildet hierbei ein wichtiges Geschäft. Dieser Brautgeld muß gewöhnlich in der Höhe von zwei Dritteln der Gesamtsumme sofort erlegt werden, während das letzte Drittel für den Fall des Todes des Gatten, oder wenn sich derselbe gegen den Willen der Frau von ihr scheidet, zu entrichten ist.

Chinesische Bambus-Lane. Eine interessante Industrie an oberem Yang-tse ist die Fabrication von Kanonen, bis zu zehn Zentimeter im Durchmesser bezüglichen, Hunderte von Fuß langen Lanen aus gepleistem Bambus. Eugen Wolf schreibt über diesen Industriezweig in seinem Buche „Meine Wanderungen im Innern Chinas“ (Stuttgart und Leipzig, Deutscher Verlagsanstalt): Diese Lane werden dazu gebraucht, die mit Waaren für die Provinzen Se-tschuan und so weiter bestimmten beladenen Dschunken stromaufwärts längs der Ufer durch die Stromschnellen des Yang-tse zu lauten. Bis zu zweihundert Männer (und mehr, je nach der Größe der Dschunkte und der Gewalt des Stromes) ziehen an dem an der Mastspitze der Dschunkte befestigten Lan, das in solchem Fall bis zu 30 Meter verlängert und je nach der Höhe der Wasser, also des Laufpegels, verlängert wird.

Die Lane werden von der Höhe eines Holzgerüsts aus, das einem für die Steigerungen der Felsenwehr gebrauchlichen Holzgerüst ähnlich ist, und auf dem der fließende Seiler, durch ein Strohdach vor den Haseln der Witterung geschützt, steht, von oben nach unten, also senkrecht geflochten, während bei uns die Seile in waagrecht Spannung hergestellt werden. Das Gerüst ist zwischen 30 und 40 Fuß hoch. Während der in dem Turmgerüst arbeitende Seiler oben steht, dreht der auf der Erde stehende Gehülfe

das Lau am unteren, bereits fertigen Ende, das außerdem durch daran hängende Gewichte beschwert wird. Die äußeren Knoten, Spitzen, Stacheln und Abfälle — wie man sie nennen will — an den Buchendrüsen der Bambusrinde werden bei der Herstellung dieser Lane nicht entfernt, da sie bedeutend zur Widerstandsfähigkeit der Seile beitragen.

Ich habe Flöße von über hundert Meter Länge und mehr als zwanzig Meter Breite, Flöße, woran sich sechs bis acht Häuser befinden, mit einer Einwohnerzahl von über hundert Köpfen, an einem einzigen, herab hergestellten Bambusseile mitten im Strom, da, wo er zwischen fünf und sechs Seemeilen pro Stunde fließt, verankert gesehen.

Zwischen N-tschang und N-tschung-king befinden sich längs der Flußufer in Abständen von einigen Kilometern Duzende von Gehäusen nebeneinander, die mit den Schiffen Handel ausschließlich in diese Bambusstauen treiben. Letztere sind so billig, daß Seile aus anderem Material oder gar aus Europa importierte Seile im Preis nicht mitkonkurrieren können.

Die Linientaufe gehört zu den Seemannsgebräuchen, denen sich jeder unterziehen muß, der zum ersten Male den Äquator überschreitet. Auf den Dampfmaschinen ist der Brauch der Linientaufe freilich schon so gut wie gänzlich mehr vorhanden, desto fröhlicher aber blüht er dafür auf den wenigen Segelschiffen, die heute noch große Fahrten unternehmen. Undrea Gildenmeister schildert eine solche Linientaufe in seinem Buche: „Auf einem Segelschiffe rund um Kap Horn.“ (Berlin, Dietrich Reimer [Ernst Vohsen]) Heute passierten wir den Äquator um halb elf Uhr Vormittags. Er zeigte sich nicht als das breite, glänzende Messingband, als welches er den zum ersten Male überschreitenden Schiffsjungen geschilbert worden war.

Die Leute ließen anfragen, ob ich mir die Linientaufe gefallen lassen wolle. Meine Einwilligung zu zweieindreißig Rügen (Eimer) Seewasser, den arduiden Strahl des Feuerstrahls, sowie englische und deutsche Ansprachen über mein Haupt. Dann war ich noch unzufrieden in ein mit Wasser gefülltes Becken gestürzt, indem man mir ein Brett, auf das ich mich schlagartig gesetzt, unter dem Leibe fortzog.

Vom Einsetzen mit Meer und Rügen mit einer rauhfantigen Brett kaufte ich mich los. Die Mannschaft handelte mit herbem Humor nach der Parole: „Nu heft wi em, nu schall he of ran!“

Aber meine Leiden waren nichts gegen die mein Laufbrüder, der Schiffsjungen, die wirklich dreiviertel ertränkt wurden und bei der Pöffe in halber Tode angst viel verpölkete Thränen vergossen. In grotesker Verkleidung erschien die Gesellschaft. Ein langnorstiger mit Wollbart war der Neptun von wahrer königlicher Tracht und Haltung. Seine Frau stellte ein Schiffsjunge dar, aus dem man ein über 20 Rügen fortwährendes Meeresweib mit strotzenden Brüsten, lohschwartz Haut und blendenden Zähnen gemacht hatte. Es war wohl die Menge des Laufwassers, die mich davor bewahrte, in tropischer Leidenschaft für die Schöne zu entkommen.

Ziel und Ergebnis dieser Zeremonie war meine Gegenleistung an das Logis: eine Flasche Bier pro Mann und hundert Zigarren. In der Kajüte beging wir den Tag mit Pfeifichowle. Und der Gimm lieferte Abends mit Donner und Regenguß grandiose Tafelmusik. —

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin, SW 1, Benthstraße 2, zu richten.

Nachdruck des Inhalts verboten!